

URL: <http://www.welt.de/debatte/kommentare/article8531351/Wir-brauchen-keine-Ideologien-sondern-gute-Schulen.html>

Teil 1: Wir brauchen keine Ideologien, sondern gute Schulen / Wie auf dem Dorf

Jedes Kind ist einzigartig. Und um erfolgreich lernen zu können, muss die Schule den Kleinen zunächst einmal eins sein: eine Heimat.

von Sabine Menkens

19. Juli 2010

Eines hat das Hamburger Schul-Volksbegehren deutlich gezeigt: Auf nichts reagieren Eltern allergischer, als in Schulfragen ein Korsett übergestreift zu bekommen. Die Antwort auf die Frage, welche Schule für das eigene Kind die beste ist, ist so individuell, wie Kinder einzigartig sind. Sie aus ideologischen Gründen über einen Kamm zu scheren kann nicht die Lösung sein. Nicht umsonst hat sich in der Bundesrepublik inzwischen eine Bildungslandschaft entwickelt, die so bunt ist wie die Republik selbst. Gerade da, wo aus politischen Gründen versucht wird, eine Lösung für alle zu propagieren, schießen Schulen in freier Trägerschaft wie die Pilze aus dem Boden.

Zum Glück! Denn um erfolgreich lernen zu können, muss Schule zunächst einmal eins sein: eine Heimat. Nur da, wo Kinder sich angenommen, unterstützt, ernst genommen und getragen fühlen, können sie Lerninhalte aufnehmen und Talente entwickeln. Nichts ist fataler, als Kinder in ihrer Neugierde und ihrem Wissensdurst zu bremsen oder sie schon am Beginn ihrer schulischen Laufbahn nachhaltig zu frustrieren. Vor allem da, wo ganztags gelernt wird, ist Schule ein wichtiger Lebensraum – wenn unsere Kinder jeden Tag gerne dorthin gehen, ist schon viel gewonnen.

Meine Kinder besuchen eine evangelische Schule mit reformpädagogischem Profil. Unsere Schule ist wie die gute alte Dorfschule in der Stadt. Die Kinder lernen dort jahrgangsübergreifend in gemischten Klassen der Jahrgangsstufen eins bis drei und vier bis sechs. Wie so etwas geht? Mit engagierten Lehrern und einer Binnendifferenzierung, die ihren Namen verdient. Wenn Lehrer darin geübt sind, Schüler unterschiedlicher Klassenstufen mitzunehmen, dann können sie auch unterschiedlich begabte Kinder individuell fördern. Individuell heißt hier auch: akzeptieren, dass einige Kinder in manchen Fächern mehr Zeit brauchen als andere – dafür aber in anderen Bereichen ganz vorne liegen.

Das setzt aber voraus, dass Kinder schon früh lernen, selbstständig zu arbeiten und Eigenverantwortung zu übernehmen. Ein Erfolgsmodell für alle wird das nicht sein. Sicher gibt es Kinder, die mit Frontalunterricht und Noten besser zurechtkommen als mit abstrakten Beurteilungszeugnissen. Sie werden einen anderen Weg einschlagen. Am Ende all dieser unterschiedlichen Wege muss allerdings ein gemeinsames Ziel stehen: bundesweit vergleichbare Schulabschlüsse. So bunt die Bildungsrepublik sein mag, beliebig darf sie nicht werden.

Die Autorin ist Redakteurin im WELT-Forum und hat drei Kinder.

Mit diesem Beitrag startet die Schul-Serie "Nur das Beste fürs Kind" auf WELT ONLINE.

Teil 2: Drill, Hausaufgaben, Frontalunterricht. Warum nicht?

Eine gute Schule muss die Schüler fordern. Und sie muss streng sein. Das klingt zwar hart, aber selbst die Kinder wollen das.

von Fabian Wolff

20. Juli 2010

Im ersten Teil dieser Serie schrieb die geschätzte Kollegin Menkens über ihre Vorstellung von Schule. Von reformpädagogischem Profil, Binnendifferenzierung beim jahrgangsübergreifenden Lernen und abstrakten Beurteilungszeugnissen war da lobend die Rede (den Artikel lesen Sie hier).

Aber hat nicht gerade die Abstimmung in Hamburg gezeigt, dass Eltern eben nicht die Hand gelegt sehen wollen an die Schule ihrer Kinder, namentlich nicht an das Gymnasium, jene „höhere Lehranstalt“, die wie nichts anderes für das Bildungsbürgertum in diesem Land steht, aller vermeintlichen oder tatsächlichen Verstaubtheit zum Trotz? Und wer sagt denn, dass in Bildungsdingen ein gerüttelt Maß an Konservatismus falsch ist?

Das Lycée Français in Berlin ist kein Kinderspielplatz

Meine Kinder besuchen das Lycée Français in Berlin, das ganz sicher nicht im Ruf steht, Experimentierfeld reformpädagogischer Eiferer zu sein und im Übrigen Kinder nach der 4. Klasse aufnimmt.

Das Pensum ist, allein schon der geforderten und geförderten Zweisprachigkeit wegen, immens. Ein unangemeldeter Vokabeltest jagt den nächsten, Verbenkontrolle, Hausaufgaben, Klassenarbeiten in Serie gibt es gratis. Da werden durchaus von einem Tag auf den anderen die 27 EU-Staaten samt Hauptstädten auswendig gelernt, dazu alle großen Flüsse und Gebirge.

Wer zu spät kommt, muss ins Sekretariat

Auch das Regime ist strikt. Der Direktor steht morgens an der Schulpforte und begrüßt seine Schüler. Wer zu spät kommt, muss sich erst im Sekretariat melden, bevor er in seine Klasse darf. Über das Carnet, ein Mitteilungsheft, das jeder Schüler jeden Tag dabei haben muss, erfahren die Eltern umgehend die Noten ihrer Kinder, ebenso kleinere und größere Verfehlungen der Sprösslinge. Wer auf einer Schulfete raucht, fliegt raus.

Kontrolle total? Mag sein. Aber ich weiß einfach gerne, welche Noten meine Kinder schreiben. Oder ob der Sohn sich beim Versuch hat erwischen lassen, mit einem Mülleimer zu jonglieren, worauf jüngst ein längeres Gespräch im Zimmer des Direktors fällig war.

Wilhelminischer Drill und gestohlene Jugend

Das mag nach wilhelminischem Drill und gestohlener Jugend klingen. Das Problem ist nur: Die Kinder sehen das so nicht. Ganz im Gegenteil. Sie sind stolz, auf diese Schule zu gehen. Kinder haben Lust auf Leistung, und sie fühlen sich bestätigt, wenn von ihnen Leistung gefordert wird, wenn man ihnen Leistung zutraut.

Wenn mein zwölfjähriger Sohn am Wochenende klagt, dass erst am Montag wieder Schule ist, wenn die schärfste Kritik der neunjährigen Tochter an Lehrern lautet: „Bei dem lernen wir doch nichts“ – dann kann nicht alles falsch sein, Frontalunterricht und Hausaufgaben-Flut zum Trotz. Es stört mich übrigens auch überhaupt nicht, wenn meine Kinder fließend Französisch sprechen oder die EU-Staaten auswendig kennen.

Der Autor ist stellvertretender Leiter des Innenpolitik-Ressorts der WELT und hat zwei Kinder.

Teil 3: Hype ist peinlich

von *Berthold Seewald*

22. Juli 2010

Wer erleben will, was Kindererziehung für die Mittelschicht heutzutage bedeutet, muss nur ein "Familienkonzert" in der Berliner Philharmonie besuchen. Da mühen sich gestandene Musiker ab, dem gut gefüllten Auditorium etwa die Instrumentenfamilie der Holzbläser vorzustellen. Und durch den ganzen Zuschauerraum krabbeln, jagen und lärmern Kleinkinder, unterstützt von ihren kleinen Geschwistern, denen der pädagogische Impetus ziemlich egal ist. Ihre Eltern dagegen wissen sich vereint: zum einen in dem Bewusstsein, ihren Nachwuchs so früh wie möglich an das heranzuführen, was sie für bürgerliche Bildung halten; zum anderen dabei auf jede erkennbare erzieherische Maßnahme zu verzichten.

Aus dieser Perspektive beginnt die Schule häufig bereits bei der Geburt. Dann beginnt der Run auf die besten Kindergärten in der Nachbarschaft, die in der Regel in privater Trägerschaft vermutet werden. Das hat nur bedingt etwas mit sozialer Distinktion zu tun - denn wer es sich aus der Mittelschicht leisten kann, hat zur Familiengründung längst die milieustarken Viertel der Stadt verlassen. Aber im Gegensatz zum vermeintlich staatlichen Einerlei bieten private Träger scheinbar pädagogische Schwerpunkte, die beizeiten dafür sorgen, dass die Kinder bestens fürs Leben vorbereitet werden. So kommt es, dass vor allem reformpädagogische Ansätze wie Waldorf oder Montessori oder der selbstgestrickte Kietzladen sich größter Beliebtheit erfreuen. Staatliche Reformpädagogik gerät dagegen - zumal im späteren Schulalltag - leicht unter Generalverdacht.

Dabei könnte es so einfach sein. Kleine Gruppen, liebevolle Erzieher, eine ordentlich ausgestattete Einrichtung und ein nachvollziehbares Konzept, das Kinder als Kinder akzeptiert und nicht als künftige Nobelpreisträger. Museumsbesuche für Vierjährige müssen kein Ausweis zukunftsweisender Pädagogik sein, eine Gruppenleiterin, auf die sich das Kind freut, ist es dagegen sehr.

Natürlich sind kleinere private Einrichtungen darin im Vorteil - unsere Tochter besuchte einen evangelischen Kindergarten im Berliner Südosten. Aber der ganze Hype mit Fremdsprachenunterricht, Schach, Kursangeboten, mit dem Bekannte zu punkten suchten, löste sich in der Schule doch schnell in Wohlgefallen auf. Wichtig war dagegen der regelmäßige Dialog mit den Erziehern - und die Bereitschaft, auch mal an einem Spiel oder einer Aufführung mitzutun.

Der Autor ist stellvertretender Ressortleiter Feuilleton der WELT und Vater einer Tochter.

Teil 4: Lehrer wie aus dem Bilderbuch

von Insa Gall

23. Juli 2010

Wer Kinder hat, der weiß: Gute Schule wird nicht in Strukturen gemacht, sondern von engagierten Lehrerinnen und Lehrern im Unterricht mit vielen Anregungen, Zuwendung und klarem pädagogischen Kurs. Anstatt wie in Hamburg seit nunmehr vier Jahren über die Schulstruktur zu streiten und die Entwicklung in den Schulen selbst damit zu lähmen, muss viel stärker überlegt werden, wie Lehrer besser ausgebildet und auf Dauer in ihrem pädagogischen Alltag gestärkt werden können.

Unsere ältere Tochter hatte das Glück, von einer ganz hervorragenden Lehrerin durch die Grundschulzeit begleitet zu werden. Sie hat sich den Kindern mit Herzenswärme zugewandt, war aber zugleich sehr klar in ihrem Auftreten, hat auch schwierige Schüler immer eingebunden und eine faire Streitkultur etabliert, die Klasse bei Vergleichstests zu Höchstleistungen geführt. Diese Lehrerin schien das Potenzial jedes Einzelnen zu erkennen und zu fördern, eine Lehrerin also wie aus dem Lehrbuch. Zum Abschied gab es vor den Sommerferien einige Tränen, und zwar nicht nur bei der Tochter, sondern auch ihrer Mutter. Welch ein außerordentlicher Glücksfall, dass unsere jüngere Tochter in Kürze eingeschult wird - und ebendiese Lehrerin bekommt. Um ihre ersten Schuljahre mache ich mir deshalb keine Sorgen.

Vor großen Chancen steht nach dem Volksentscheid auch das Hamburger Schulsystem, das von innen modernisiert und leistungsfähiger gemacht werden soll. Denn die Reform ist mehr als die gekippte Primarschule, und sie bietet richtige und vielversprechende Ansätze. Der Unterricht wird konsequent individualisiert. Die Lehrer werden in neuen Unterrichtsmethoden fortgebildet und die Klassen so klein wie nirgendwo sonst in Deutschland. An den Stadtteilschulen erhalten auch Spätzügler noch die Chance auf das Abitur.

Wichtiger als eine abstrakte Gerechtigkeitsdebatte, die zum Klassenkampf stilisiert wird, ist eine gezielte Förderung von Kindern aus ausländischen oder sozial schwachen Familien. Wir können nicht hinnehmen, dass in der Großstadt jeder vierte Schüler so schwache Leistungen bringt, dass er kaum eine Aussicht auf Ausbildung oder Arbeit hat. Was wir brauchen, sind daher viel mehr Ganztagschulen, die allen Kinder das bieten, was nur ein Teil von ihnen zu Hause bekommt: Unterstützung und Anleitung, Hausaufgabenhilfe und ein Lebensort, an dem sie sich getragen fühlen.

Die Autorin ist Korrespondentin der WELT in Hamburg und hat zwei Kinder.

Teil 5: Schulkonzepte werden überschätzt

von Michael Miersch

24. Juli 2010

Welcher Schultyp ist ideal für mein Kind? Viele Mittelschichteltern werden schon ein Jahr vor dem Einschulungstermin unruhig. Sie reden nur noch über Schule, lesen Fachliteratur und pilgern zu Informationsabenden, auf denen Schulleiter erläutern, warum ihr Konzept das beste sei. Meine Frau und ich haben auch viel Zeit auf solchen Abenden verbracht, brav zugehört und Fragen gestellt. Ein paar Jahre später dann erhielten unsere Kinder Empfehlungen für weiterführende Schulen, und wir absolvierten das ganze Programm nochmals. Soll es eine naturwissenschaftliche, sprachliche oder musische Ausrichtung sein? Wie wichtig sind Latein oder Sport? Sollte man über private Alternativen mit reformpädagogischer Weltanschauung nachdenken? Ergebnis: Wir schickten die Kinder in die Schule um die Ecke, die sie zu Fuß erreichen können.

Obwohl meine Frau die pädagogische Autorität in unserer Familie besitzt, war ich an diesen Entscheidungen nicht ganz unbeteiligt. Ich plädierte für die nächstgelegene Schule in der Nachbarschaft, weil ich mich an meine eigene Kindheit erinnerte. Bedingt durch Umzüge meiner Eltern und eine ausgeprägte pubertäre Renitenz, wechselte ich die Lehranstalten überaus häufig. Das jeweilige pädagogische Konzept der jeweiligen Volksschulen und Gymnasien habe ich als Kind und auch als Jugendlicher nicht einmal bemerkt. Es gab einfach nur gute und (aus meiner damaligen Sicht) böse Lehrer. Welche, die begeistern konnten, welche, die langweilten, und welche, bei denen man das Gefühl hatte, sie wollen einen quälen. Die Persönlichkeit der Lehrerin und des Lehrers macht den Unterschied. Und ein bisschen auch die Schulbücher.

Und das ist nicht nur mein persönliches Empfinden. Es lässt sich empirisch nachweisen. Die Schweizer Denkfabrik Avenir Suisse ließ vor ein paar Jahren 61 dritte Klassen in sechs Deutschschweizer Kantonen in ihren Mathematik- und Deutschleistungen analysieren. Wie zu erwarten, waren die Unterschiede erheblich, je nach sozialer Herkunft der jeweiligen Klassenmehrheit. Dann neutralisierten die Forscher mit statistischen Methoden den sozialen Hintergrund. Und siehe da: Die Differenzen waren immer noch gewaltig. Es blieb nur eine Erklärung übrig: das unterschiedliche pädagogische Talent der Lehrpersonen. Guter Unterricht entsteht nicht durch immer neue Konzepte von Kultusbürokraten. Es sind Menschen, die Kinder unterrichten - keine Kommissionen.

Der Autor ist Mitarbeiter der WELT in München und hat zwei Kinder.